

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau
Band: 4 (1961)

Artikel: Der Oberaargau im Jahre 1764
Autor: Weilenmann, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072132>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER OBERAARGAU IM JAHRE 1764

HEINZ WEILENMANN

Die bernische Obrigkeit hat 1764 eine Volkszählung veranstaltet, mit deren Durchführung die Pfarrer betraut wurden. Zugleich mussten Berichte über den wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Stand der Gemeinden abgefasst werden. Diese Pfarrberichte befinden sich im bernischen Staatsarchiv (B. III 208)¹. Wie hat vor 200 Jahren der Oberraargauer gelebt, wie hat er seine Jugend, seine Mannesjahre und sein Alter verbracht, welches waren seine Sitten? Kann ein kleines Bild aus jenen vergangenen Tagen entworfen werden?

Das 18. Jahrhundert kannte noch die starre Gliederung der Gesellschaft in Stände. Diese *soziale Ordnung* war nach damaliger Auffassung etwas Gottgewolltes. Die oberraargauischen Pfarrer nehmen es in ihren Berichten als selbstverständlich an, dass das Kind eines Tagelöhners Dienstbote werden und bleiben muss, dass der Sohn das Handwerk seines Vaters zu erlernen hat und der Bauernsohn den väterlichen Hof erbt. Die Ursenbacher Aufzeichnungen geben drei Möglichkeiten an: «Sind die Elteren bey ansehnlichen Mittlen, dergleichen verschiedene gezehlet werden, haben sie zwei oder mehr Söhne, so kommt dem Jüngsten der Hof zu unter einer geringen Schätzung, neben dem, dass er nach altem Gebrauch den vierten Batzen von allem befindlichen Herd vorausnimmt, die übrigen Söhne werden meistentheils zu einer Profession gezogen». In einer Handwerkersfamilie lernen ein oder zwei Söhne den Beruf des Vaters. Und schliesslich sollen die Kinder armer Leute gute Knechte und Mägde werden, denn «sie werden bessere Nahrung und einen stärkeren Leib erlangen». Diese ständische Ordnung beginnt nun zu wanken, wie wir von Aarwangen hören: «Nur ist hier zum grossen Nachtheil des Landbaues Mode worden, dass Minder-Vermögende ihre Söhne nicht dem Landbau, sondern allerhand Handwerken widmen wollen». Damit ist der Grundsatz durchbrochen, wer nicht von Handwerksleuten geboren sei, lerne auch kein Handwerk.

Der junge Obergerauger sollte zuerst die *Schule* besuchen; doch die Klagen über die schlechte Schul- und Kinderzucht waren fast allgemein. Vor allem wurde gerügt, die Eltern hielten ihre Kinder nicht zum Besuch der Schule an. Der Grund war Armut oder auch Geiz. Die Kinder wurden von früh an zur Feldarbeit oder zum Spinnen und Weben erzogen. So hielten die Bündelmacher zu Bannwil ihre Kinder so viel als möglich zu Hause, weil sie ihnen in ihrem Beruf schon viel verdienen konnten. Armut veranlasste Eltern zu Thunstetten, «dass sie das Nöthigste verabsäumen und vor der Zeit einzig die Kinder zu leiblicher Arbeit halten». Zu Hause können die Kinder etwas verdienen, doch «vom Lernen in der Schul werden sie nicht satt», wird über Oberbipp ausgeführt. Auf diese Weise wuchs die Jugend in der «Unerkannnus» auf. Es kam aber auch vor, dass die Kinder weder die Schule besuchten, noch arbeiten mussten, sondern auf den Gassen herumliefen und auf Geheiss der Eltern Almosen sammelten und damit an den Müssiggang gewöhnt wurden. «Hier findet sich», heisst es von Madiswil, «unter und bey Lumpen-Eltern der grösste Anstoss, indeme sie gottloser Weise vorgeben, dass sie von dem Bättel ihrer Kinderen mehr Nutzen haben, als wann man sie bey denen Bauren verdinge».

Hart war das Los der *Waisen* und der *Verdingkinder*. Schon ein Kind von acht Jahren konnte in Roggwil beim Verarbeiten von Schnüren oder beim Spinnen von Baumwolle sein Brot gewinnen. Der Pfarrer zu Seeberg beklagte sich: «Und wollen viele arme Elteren ihre Kinder, die zehnjährig und darüber sind, lieber zu Hause im Müssiggang behalten, als einige davon den reichen Bauren, die sie schon etwas brauchen könnten, überlassen». Waisen und Kinder armer Eltern wurden zu den Bauern auf die Höfe, selten zu einem Handwerker verdingt und mussten dort ihr Brot ehrlich verdienen. Waren die Waisen noch nicht acht Jahre alt, so bezahlte die Gemeinde ein jährliches Tischgeld. Die Pflegeeltern wurden verpflichtet, diese Kinder fleissig in die Schule und Unterweisung zu schicken und auch zu Hause zum Lernen anzuhalten. Wie es in der Praxis zugegangen ist, veranschaulicht das Beispiel von Aarwangen: «Bauern, die Schwein- und Schafhirten bedürfen, oder die etwan einer Kinder-Magd nöthig sind, nehmen solche Schulkinder in Dienste auf. Aber kein Baur wird ein solches Schulkind zur Schule halten». Die Schulstunden mussten als verlorene Zeit gelten, da das Kind dem Bauer nichts verdienen half. Aus diesen Berichten hören wir von der Kinderarbeit. Die Not der Kinder hinter dem Spinnrad und dem Webstuhl, bei der harten Feldarbeit können wir nur erahnen.

Vom damaligen Schulbetrieb vernehmen wir leider sehr wenig. Die Besoldung des Schulmeisters war so schlecht, dass kaum ein tüchtiger Mann zu einem solchen Dienst gefunden wurde. Der Lehrer zu Aarwangen hatte bei hundert Schulkinder zu bändigen und zu unterrichten. Dieses Dorf konnte nie einen wahren Schulmann finden. «Ist der Schuldienst vacant, so list man aus vielen unwissenden Aspiranten den besten aus, und wird ihm eine Schul übergeben, dem er nicht im Stand ist wohl fürzustehen. Von solchen unerfahrenen Schulmeistern haben nun die Schulkinder wenig Vortheile: aussert Schreiben, Lesen, ein wenig Psalm-Musik, den Catechismus auswendig lernen, lernen sie fast nichts». Auch in Wangen lernten die Kinder nur etwas lesen, schreiben und ein wenig auswendig, «da die Schulen viele Zeit sonderlich im Sommer still stehen». Dem Städtchen fehlte die Lateinschule. «Will aber ein Bürger seinen Sohn zu höheren Künsten und Wissenschaften tugendlich machen, so muss er denselben in andere Oerter und Städte vertischgelden und allda in die Schule schicken, mithin dadurch grosse Kosten ertragen». Ist dies nicht ein Problem, das sich heute dem ganzen Oberaargau stellt?

Der Oberaargauer in den Mannesjahren hatte die Möglichkeit — soweit es die ständische Ordnung zuliess — auf drei Gebieten des Erwerbslebens tätig zu sein: in der *Landwirtschaft*, dem Gewerbe und in der Leinwandindustrie.

Es ist für die Landwirte unserer Zeit ein Trost, zu wissen, dass seine Vorfahren vor 200 Jahren ähnliche Schwierigkeiten kannten und ähnliche Fragen lösen mussten. Heute erleben wir die landwirtschaftliche Revolution in der Mechanisierung, ja Automatisierung der Betriebe. Damals wurde eine neue Betriebsweise gesucht, die bedingt war durch die Aufhebung der Dreifelderwirtschaft. Die Neuerungen wurden nur allmählich durchgeführt, und das Stadium der Entwicklung war von Ort zu Ort verschieden. Die Bleienbacher betrieben den Ackerbau «nach uralter von Vätern und Voreltern gelernter und hergebrachter Weis; sie haben keine Lust zu neuen Manieren und Vortheilen». Fünf Jahre lang bepflanzten sie ein Feld mit Korn, Roggen oder Erbsen, im sechsten Jahr lag es brach. Auch die meisten Bauern von Roggwil und Seeburg waren den Neuerungen abhold. Nur einige Hausväter in Seeburg zeigten grosse Lust, «in dem Landbau neue Versuche zu thun. Etliche haben hierinnen ihre Uebereilung und Unvorsichtigkeit schon theur bezahlen müssen». Die Walterswiler blieben ebenfalls beim Alten. «Etwas Neues fangen

sie nicht bald an, oder sie können den Nutzen davon schon zum Voraus mit Händen greifen». Die Wynauer pflanzten auf dem Brachland Rüben als «Nachraub», und dieses Feld musste dann im folgenden Jahr wieder Getreide tragen. Die Langenthaler Bauern standen den Neuerungen offen gegenüber: «Seit einichen Jahren lasset man die Aecker anstatt das sechste Jahr zu Brach vier oder sechs Jahr zu Gras liegen». Ebenfalls die Bauern zu Aarwangen und Bannwil hatten mit dem Flurzwang und der Dreifelderwirtschaft ganz gebrochen. «Ein jeder bauet sein Land nach seinem Gutdünken, sie richten sich nach keinem Zeigrecht, und Weidgang auf den Feldern ist gänzlich abgeschafft: Drey bis vier Jahr ist ein Acker Getreyd-Feld, hierauf eben so lang Wiesen, und so reciproke». Auch Madiswil und Ursenbach kannten den Wechsel von Ackerland und Mattland. In Wynau wurde ein Stück Land fünf Jahre gebaut, fünf Jahre lag es zu Gras. Treffend ist das Urteil der Huttwiler: «Sie glauben, arbeitende Hände und recht gefaulter Schweizer Mist übertreffe weit der Gelehrten Magazin List».

Neben der Aufhebung der Dreifelderwirtschaft war die Verteilung der Allmend eine weitere Frage. Als Gemeinbesitz eines Dorfes diente die Allmend vor allem als Weide. So heisst es über Bleienbach: «Auf diese Allmend treibet ein Burger und Hintersäss so viel Waar, als er hat». Dieses Weideland konnte stark mit Wald durchsetzt sein. «Die Allmend ist mit der Waldung vermengt», lesen wir im Bericht über Langenthal, «und wird immer mehr von selbiger überwachsen, beyde haben einen sehr grossen Umfang». Und in Roggwil dominierte der Wald: «600 Jucharten Waldung machen allen ihren Weydgang aus». Die Beschaffung von Holz war für den Bewohner von Seeburg auf grosszügige Weise gelöst. Das Dorf besass genügend eigenen Wald, «dass alle Einwohner nach Nothdurft sich daraus beholzen können». Gewöhnlich war ein kleiner Teil der Allmend eingeschlagen und dieses Land unter die Armen verteilt. Die «Reutenen» dienten als Pflanzungen. Huttwil besass eine bedeutende Allmend, von der ein grosser Teil mit Getreide und «Herdspeisen» bebaut wurde. Reiche und Arme besassen dort ihren Acker und ihre Pflanzung. Von der Verteilung der Allmend unter Partikulare ist in dieser Zeit kaum die Rede. Die Ueberführung des Gemeinbesitzes in Privatbesitz finden wir zum kleinen Teil in Bleienbach, wo von «Ackeren, die von der Gemeind aufgetheilt worden», die Rede ist. Schoren bei Langenthal hatte einen Teil der Allmend eingeschlagen und unter die Burger verteilt. Einzig Walterswil war hier einen besondern und radikalen Weg gegangen. «Schon frühe in dem vorigen Jahrhundert ist auf gnädige Zulassung der

hohen Oberkeit das gemeyne Land unter die hiesigen Heimathsgenossen getheilet worden, so wohl die Waldung als Weyd, welche letztere nun mehrnenthails zu eines jeden Güteren eingeschlagen ist.»²

Dem Besucher des Oberaargaus müssen die Wässermatten auffallen. Der Bleienbacher Bericht gibt den Grund an, weshalb das Wässern das Düngen der Wiesen ersetzt: «zum Wässern der Matten gar köstliches Wasser von schwarzem und gelbrotem Schleim». Die Bauern mussten sich an eine strenge Ordnung im Wässern halten. Gerade über diesen Punkt klagt Langenthal: «Die Wässerung des Mattlandes ist in keine Ordnung eingetheilt, daher ein jeder selbige tags und nachts hüeten muss, damit sie ihm nicht von seinem Nachbar entzogen werde.»

Von grosser Bedeutung war schon im 18. Jahrhundert das Leinwandgewerbe. Der Rohstoff wurde zum Teil im Land produziert. Die Melchnauer «pflanzen viel Flachs und anderes Gespünst, so sie selbst verarbeiten». Dasselbe galt für Bleienbach. «Werch und Flachs pflanzet man in ziemlicher Quantitet und gibt meistens wohl aus.» Und doch wurde mehr Flachs verarbeitet als gepflanzt; dieser musste aus dem Elsass und der Pfalz eingeführt werden. Daher machte Huttwil den Vorschlag: «Ueberdas sollte die inländische Anpflanzung des Hanf und Flachses begünstigt und anbefohlen werden.» Interessant ist ferner die Erwähnung der Kartoffeln. So ernährten sich die Mittellosen von Walterswil den Winter hindurch grösstenteils von Erdäpfeln. Dies wird überhaupt die Speise der Armen gewesen sein. Von Bleienbach heisst es: «Erdapfel steckt man auch, aber meistens nur zum Hausbrauch, wenig zum Verkauf.» Sogar die Viehzucht wird in den Pfarrberichten erwähnt. In Niederbipp trieben manche Bauern Pferdezucht und dies mit grossem Nutzen. Die Bleienbacher mussten fortschrittliche Landwirte gewesen sein, denn sie hatten neben dem hier auferzogenen Hornvieh auch oberländisches, «dessen die hiesige Einwohner alle Herbst zu Erlenbach manches Stück ankaufen».

Sehr aktuell war vor 200 Jahren — wir können nur staunen — das Dienstbotenproblem. Der Bauer konnte kaum Dienste und Tagelöhner für seine Arbeit finden. Besonders schwierig war die Lage während der grossen Arbeiten, dem Heuen, Ernten und Säen. Dieser Mangel hatte eine ständige Steigerung der Löhne zur Folge. Wenn die Bauern, wie von Herzogenbuchsee berichtet wird, «ihre Knechte und Mägde nicht gleichsam auf den Händen tragen, sie köstlich kleiden und grossen Lohn geben, so sagen sie ihnen ganz kurz den Dienst auf und gehen weiters». Und der Bauer musste über

sein Vermögen arbeiten. Die ärmern Leute zogen nämlich Spinnen und Weben der harten Feldarbeit vor. Gut weiss der Pfarrer von Oberbipp die Lage zu charakterisieren. Da treffe man zur Erntezeit starke und erwachsene Leute unter den Armen an, «die lieber im Schatten Strumpf lismen und mit einem geringen Löhnlein vorlieb nehmen, als bey einem weit grösseren Lohn im Feld arbeiten wollen». Die Schilderung aus Niederbipp ergibt ein reizendes Bildchen aus der alten Zeit: «Ich muss bekennen, dass ich öfters nicht geringen Unwillen fasse, wenn ich junge, gesunde und starke Bengel Sommerszeit im kühlen Schatten ihren Strumpf mit aller Gemächlichkeit stricken, darbey ihr Klatschwerk treiben und den unter seiner Arbeit fast verschmachtenden Bauren hinterrücks belachen sehe».

Eine andere, heute aktuelle Frage, das Problem der Güterzusammenlegung, wurde damals aufgeworfen, wie wir von Langenthal vernehmen: «Die Entlegenheit und Zerstreuwung dieses vielen Landes, die daherige viele Arbeit, kostbares Fuhrwerk und das zunehmende Verderben der Diensten sind ein grosser Schaden des Bauren». — Anders als heute war es mit dem Selbstbewusstsein des Bauerntums bestellt. So nennt der Pfarrer zu Aarwangen Landbau und Viehzucht «unsere besten fabriques und manufactures im Land», ja die Quellen des Reichtums und des Ueberflusses. Madiswil hebt eine andere Seite des Bauerntums hervor: «Indessen ziehe ich allhier den Landbauw allen anderen Gewerben vor, sintemal die Leuthe, die das Land bauen, insgemein weit stärker, gesünder und zum Kriegs-Dienst weit bequemer sind als die bleich-gelben, ungesunden, hässigen und weibischen Wäber und Passamenter».

Welche Möglichkeiten hatte der Obergeraauer, der ein *Handwerk* ausüben wollte? Neben den noch heute bekannten Berufen gab es den Glaser, den Kessler und Kübler, den Strohdächermacher. Roggwil besass sogar einen Uhrenmacher und einen Büchschmied. Eine Besonderheit muss im Schneider-Beruf zu Aarwangen gesehen werden. «Nur ist zu bedauern, dass hier die Schneider-Arbeit für Weiber-Kleidungen einzig in den Händen der Mannspersonen sich befindet und die Weibspersonen nach Handwerks-Hand-Veste davon ausgeschlossen sind; auch so viele starke Kerls, die besser dem Pflug anstunden, zu dieser Jüppen-Schneiderey gezogen werden». Langenthal hatte neben vielen andern Handwerken «am meisten aber Schneider, Schuster und Pfister, und dieses kommet von ihrer Begierd gemächlich zu leben und der Trägheit zu schwerer Arbeit her». Auch seien die wenigsten der Handwerker überhaupt auf die Wanderschaft gegangen, um

ihren Beruf gründlich zu erlernen. Eine besondere Gattung bildeten die Wund- und Viehärzte, die Schärer und Accoucheurs. Seeberg war auf zwei seiner Bürger stolz, die in Bern mit gutem Erfolg die Medizin und Chirurgie studiert hatten. Trotzdem gingen die meisten Kranken zu den «elenden und unerfahrenen Bauren-Schäreren in der Ferne, welche niemals examiniert worden, und womit das Land gleichsam angefüllt ist. Durch die schlechten Medicament, welche von dergleichen Schäreren verordnet werden, müssen bisweilen die Kranken gleichsam gewalthätiger Weis ihres Lebens beraubt werden». Nach dem Bericht aus Wynau herrschte Mangel an «erfahrenen Hebammen und Accoucheurs, dann durch der einten Unwissenheit und der anderen Unmenschlichkeit kommen viele Kinder umb das Leben». Einen grossen Bereich des Erwerbslebens umfasste der Handel. In Langenthal bestand die Hauptbeschäftigung ganzer Haushaltungen im «Schwefelhölzli- und Läbkuchen-Machen, welche sie im Land herum tragen, auch hier auf dem Markt feil halten; dieses geschiehet sogar auch von jungen starken Leuten, welche durch diese Arbeit zum Landbau träg und ungeschickt werden». In Seeberg trieben einige das «Gewerb mit Kirschenwasser», das sie im Land herum verkauften. Verbreitet war natürlich der Viehhandel. Wangen kannte neben den gewöhnlichen Handwerken noch die Schifffahrt und besass eine von der Obrigkeit gesetzte Ablage des Salzes und Weines. Wer nicht auf gewöhnliche Weise arbeiten mochte oder wenig Lust zur Arbeit hatte, trat in fremde Kriegsdienste. Aber auch ein Pfarrer konnte sein kleines Schicksal haben. Johann Ludwig Scheurer war schon 7½ Jahre lang Vicarius zu Walterswil und sein Prinzipal, der eigentliche Pfarrherr, war bald 84jährig.

Neben der Landwirtschaft bildete die *Textilfabrikation* den wichtigsten Erwerbszweig im Obergeraargau. Mit Ausnahme des Bipperamtes, des Städtchens Wangen war die Leinwandhandlung überall verbreitet. Die beiden Bipp kannten das Wollenspinnen und Strümpfestricken. «Wie dann in diesem Amt alle Jahr eine ziemliche Quantität wollener Strümpfen für die Herren Ryz und Dupan gestrickt werden» (Oberbipp). Der Niederbipper Pfarrer spricht davon, dass jenseits der Aare aus dem Leinwandhandel ein grosser Gewinn gezogen werde. Vom Frühling bis tief in den Herbst hinein, vor allem während der grossen Werkzeiten, halfen die Mittellosen auf dem Land; im Winter wären sie ohne das Spinnen und Weben arbeitslos gewesen. In Roggwil wurde das Weben der «leinenen Bendlen» in allen Häusern getrieben. Aehnlich sah es in Ursenbach aus: «Es ist allhier kaum ein

Haus, darinnen nicht ein Wäbstuhl gefunden wird, die weder Sommer noch Winter müssig stehen von wegen der Leinwandhandlung, welche stark getrieben». Die Weber, Frauen und Männer, hatten ein schweres Los. Sie mussten das ganze Jahr in feuchten und kalten Räumen arbeiten; daher sahen die meisten schlecht aus, waren oft krank und wurden selten alt. Zwei Drittel der Bewohner von Bannwil waren «Bendelmacher». «Diese Arbeit occupiert sie fast das ganze Jahr, darbey verlernen sie den Feldbau, bekommen bey ihrer sitzenden Arbeit, insonderheit den Winter durch in ihren ungesunden, niedrigen und feuchten Stuben, darinnen sie noch, für die eingeschlossene Luft vollends zu vergiften, Hühner halten, eine üble und ungesunde Leibs-Constitution, ihre Kinder sehen schlecht und blass darin.» — Zentrum der Leinwandindustrie war Langenthal. Dies geht aus den Pfarrberichten klar hervor. Herzogenbuchsee und Huttwil sprechen vom starken Tuchhandel in Langenthal, und Rohrbach sagt: «Wie dann auch wegen dem starken Abgang der leinenen Tücher, da Langenthal als die Niederlag derselben so nahe gelegen ist.» Und dort wirkten die Handelsleute oder die Handelsherren.

Wie war es mit dem Obergeraauer in seinem Alter bestellt ? Wurde ihm geholfen, gab es sogar eine Art *Armenunterstützung*?

Es stimmt uns nachdenklich, wenn wir vernehmen, dass zu Roggwil wenigstens zwei Drittel der Bevölkerung arme Leute waren, die neben einer schlechten Wohnung eine halbe Jucharte Land besaßen. Von den 400 Bürgern in Wynau mussten rund hundert unterstützt werden. Ueber 700 der 2100 Einwohner von Eriswil waren unter die Armen zu zählen. In Rüschelen gab es sehr viele Arme, in Niederbipp, Madiswil und Rohrbach war die Zahl «wirklich gross», wobei sie sich in Rohrbach noch fast täglich vermehrte. Oberönz und Wanzwil bestand aus lauter armen Leuten. Besser stand es in Seeberg. «Dererjenigen, die so arm sind, dass sie etwas von dem Almosen geniessen müssen, sind gottlob nicht gar viel. Hingegen ist die Anzahl solcher Hausväter, die eben so viel Schulden haben, als ihr besitzendes Haus und Erdreich beym Verkauf gelten wurde, ziemlich beträchtlich». Für diese Leute gab es zu ihrer Armut noch die Wohnungsnot, wie Niederbipp berichtet: «Mehrere befinden sich in einem Haus zwey und auch drey Haushaltungen; wenn ein armer Hausvater in einem Haus seinen Aufenthalt nicht mehr haben kann, so hat er die grösste Mühe in einem andern unterzukommen».

Drei Möglichkeiten gab es, gegen die äusserste Armut anzukämpfen: Auswanderung, Betteln, öffentliche Unterstützung. Niederbipper wanderten aus, besonders in das benachbarte Baselbiet. Bettler gab es daher in Niederbipp wenige, «da hingegen hiesige Gmeind durch äussere Arme, insonderheit aber als ein Gränzdorf durch das Strolchengesinde stark mitgenommen wird». Ursenbach konnte sich rühmen: «Die Anzahl der Armen ist hier in Vergleichung anderer Gemeinden nicht gross. Man bringet keine Klägden für, dass die hiesigen Armen die Bauren beschwären mit Bättlen oder in andere Dörfer laufen und den Nachbarsleuthen beschwerlich fallen». Gerade aus dieser Bemerkung muss vermutet werden, dass unter den Armen das Betteln weit verbreitet war. Die Unterstützung durch die Gemeinde konnte als die letzte Möglichkeit gelten. Sicher fiel es manchem Armen schwer, um eine Beisteuer zu bitten oder Bettler zu heissen.

Was konnten nun Gemeinde und Obrigkeit für die Armen tun? Ein kleiner Teil der Allmend wurde eingeschlagen und dieses Land unter die Armen verteilt. Die Parzelle konnte die Grösse von neun Aren bis zu einer halben Jucharte haben. Wynau hatte 16 Jucharten Allmend-Land 36 Parteien zur lebenslänglichen Nutzung abgetreten. In Bleienbach gab es folgende Verteilung: «Desgleichen geniesset jede Haushaltung, wann sie schon eben nicht gar arm sind, von der Gemeind drey Stücklein Land, ein Mööslein, Acker und Bünden». Auf diesem Land pflanzten die Armen, was sie für ihre Nahrung und Kleidung nötig hatten, vor allem Getreide und Garten gewächs. — Neben dem Allmend-Land besass jede Gemeinde ein Almosengut. Wenn der Zins oder die Rente aus diesem Armengut zu klein war, wurde eine Teile erhoben, oder wie es von Bannwil heisst: «so teilet sich die Boursame, bis genug ist». Die Armensteuer erhob man vom bebauten Land. In Bleienbach waren «alle Güeter durch Tällung angelegt, jede Jucharte Acker ... und jedes Maad Mattland. Diese Armensteuer sammlet der Almosner von Haus zu Haus». Und Wynau klagt: «Das Gemeind-Guth ist leider dahin, im Nothfall werden die Güther angelegt, wodurch karge Gemüther dahin gebracht werden, ihre Lieblosigkeit mit Murren zu verrathen». So hatte der Almosner keine leichte Aufgabe beim Einziehen der Steuer. Daneben verwaltete er das Armengut und gebrauchte es zum Nutzen der Armen. In Ursenbach entschied nicht der Almosner, sondern die Gemeindeversammlung über die Unterstützung. Vor versammelter Gemeinde brachten die Armen ihre Anliegen vor, und darauf wurde über die Verteilung der Steuer entschieden. Sicher hielten Schamhaftigkeit und Ehrgefühl

manchen Armen zurück, um ein Almosen zu bitten. — Schliesslich besaßen einige Gemeinden ein Altersheim oder Spital. «Langenthal verpfleget einen Theil der ganz Armen in dem dazu erbauten Spital». Zu Madiswil waren im Gemeinde-Spital zwölf arme alte Personen und zwei elende Kinder untergebracht. Auch Wangen besaß ein Armenhaus, Niederbipp ein Haus für dürftige Greise. — Die bernische Obrigkeit unterstützte finanzschwache Gemeinden in ihrer Armenfürsorge. Sie gab Getreide und Geld. Wohlhabende Bauerndörfer wie Madiswil, Ursenbach und Walterswil erhielten keine obrigkeitliche Unterstützung. Auch die beiden Städtchen Huttwil und Wangen waren in der Lage, für ihre Armen selber zu sorgen. «Von der hohen Obrigkeit wird keine Beysteur begehrt», meint Langenthal. Und Seeberg schreibt: «Die Steuer aber von der hohen Obrigkeit ist bisher von hiesiger Gemeinde ausgeschlagen worden».

Auf welche Art erfolgte die Unterstützung der Armen und Kranken? Kostgelder und Lehrgelder wurden entrichtet, Kleider angeschafft, Arztrechnungen und Medikamente bezahlt, Brot und Holz verteilt. Einige erhielten wöchentlich oder monatlich einen kleinen Geldbeitrag, anderen wurde der Mietzins bezahlt, oder sie wohnten in einem der Gemeinde gehörenden Haus und hatten freie Wohnung. In dieser Hinsicht war Untersteckholz nicht nur vorbildlich, sondern sehr modern: «Zweyen armen Haushaltungen hat die Gmeinde mit Geld und Arbeit in Erbauung eines Hauses Hülff geleistet, noch eine Haushaltung bewohnt ein gemeines Haus ohne Zins.»

Welcher Lebensabend war nun den armen Obergerauguern beschieden? «Diese sind», meint Aarwangen, «unter den Armen in der That die Unglücklichsten, denn weil das Almosen solche fast gänzlich verpflegen muss, so fragt man nicht, wo könnte dieser oder jener Elende am besten verpfleget, sonder nur wo am wohlfeilsten solche möchten untergebracht werden. Wie im übrigen solche Elende versorget werden, dafür bekümmert man sich nicht fast». Ganz elende Greise wurden, wenn es kein Spital gab, vertischgeldet oder verdinget. Das Kostgeld oder Tischgeld bezahlte die Gemeinde aus dem Armengut. In Oberbipp brachte man solchen Greisen «im Kehr ihren Lebens-Unterhalt ins Haus und bezahlt ihnen den Hauszins». Konnte der Elende noch gehen, so wurde er «in der Kehri unterhalten». Die Pfarrer zu Seeberg und Ursenbach haben uns ein Bild des Umgängers entworfen. «Andere, welche Stäg und Weg brauchen können, werden in den Umgang gethan. Ein Umgänger bleibt ein Jahr lang in dem gleichen Dorf und gehet aus einem Haus in das andere. Die Kleider bekommt er von der

Gemeind.» «Man thut sie in die Kehr; doch ist dies nicht zu verstehen, als ob sie von einem Ort zu dem anderen wandlen und nicht länger als einen Tag und Nacht in einem Haus bleiben könnten, sondern sie werden in die vier Viertel oder Dorfgemeinden abgetheilt, das sie sechs Wochen und darüber bey einem Bauer in der Kehr ernehrt werden. Man speist sie gleich den Diensten im Hause und liegen in einem Bette. Man bezahlt auch aus dem Almosen-Seckel ein Tischgeld für sie ... An Kleidern haben sie auch keinen Mangel, und im Winter werden sie in der warmen Stube gelitten ... Werden sie krank, so bleiben sie am gleichen Ort, wo sie erkranket sind, man kommt ihnen zu Hülfe mit Arzneymitteln und liegen auf einem Bette in einem Kämmerlein». Das 18. Jahrhundert ist als das goldene Zeitalter des Stadtstaates Bern in die Geschichte eingegangen. Bedeutende Reisende jener Zeit haben in Bern einen Musterstaat gesehen. Wenn wir uns die grosse Armennot vor Augen halten, müssen wir uns fragen, ob dieses Urteil berechtigt ist.

Können wir schliesslich nicht etwas die *Lebensweise*, die *Sitten* und vielleicht den *Charakter des Obergeraargauers* vor 200 Jahren ergründen? Ein Wesenszug ist nach den Pfarrberichten der Fleiss und die Sparsamkeit. So sind die Madiswiler «still, eingezogen, fleissig, arbeitsam und hauslich». Die Ursenbacher gehen noch weiter, denn sie sind «ungemein hauslich, von Jugend auf zur Arbeit gewandt, sie haben das Geld lieb und streben mächtig nach demselben». In Langenthal als dem Zentrum des Leinwandhandels machen sich die negativen Seiten der damaligen Hochkonjunktur geltend. Die Einwohner haben «neben vieler Gelegenheit zum Gewinn auch viele zur Verschwendung, es gibt daher gute Haushalter, aber man findet auch andere, welche zur Gemächlichkeit und Wohllust mehr gebrauchen, als die Gesetze einer guten Haushaltung erlauben».

Eine gewichtige Rolle spielen die Wirtshäuser. Lotzwil hat zu viel Wirtshäusern, «indem dieses mittelmässige Dorf allein mit einem Tavernen-Wirtshaus, Pintenschenkhaus und Badhaus brilliert, aussert diesen drey an noch achtzehn Wirts- und Pintenschenkhäuser daherum sind». Das kleine Bipperramt ist mit «zehn Weinhäusern angefüllt». In Thunstetten gibt es neben den schädlichen Wirtshäusern die geldbegierigen Wirte. Daneben bietet der Langenthaler Markt den Leuten der Umgebung Gelegenheit zum Trinken, «da es dann öfters geschieht, dass einiche wohl betrunken nach Haus kommen» (Bleienbach). Trinken ist nicht das Privileg des starken

Geschlechts. Dieses Laster herrscht bei «etlichen von beyderley Geschlecht». So leben in Seeberg liederliche Hausväter und Hausmütter in dem Laster der Trunkenheit. Man huldigt den starken Getränken, wie dem gebrannten Wein und verschiedenen solcher Wasser. Neben den eigentlichen Trunkenbolden gibt es vor allem Knechte, die am Sonntag ihren Wochenverdienst mit Kegeln und Trinken durchjagen. «Die erwachsenen Knaben», vernehmen wir vom Pfarrer zu Bleienbach, «sind sehr geneigt zum Spielen, sonderlich an Sonn- und Feyrtagen im Sommer mit Kegeln und Kugelwerfen im Winter mit Karten, da dann auf das Spielen das Trinken und bey dem Trunk oftmalen Excessen erfolgen». In Gutenberg haben liederliche Hausväter ihr Hab und Gut mit Trinken durchgebracht, darauf fremden Kriegsdienst angenommen und ihre Familien in Armut hinterlassen. Der Kriegsdienst kann nach Ansicht des Madiswiler Seelsorgers auch ein heilsames Mittel sein. Die frühzeitigen Ehen seien nicht mehr zu gestatten, «sondern der Bub, der ein Mensch schwängeret» solle «unter den so heilsamen und kostbaren Wachtmeister-Stock geliefert» werden.

Zum Sittenbild des damaligen Obergeraunders gehört neben dem Trinken der Kiltgang und seine Folgen. Lassen wir die Quellen sprechen. «Von keiner andern Eheeinsegnung weiss ich gewöhnlich», meint der Pfarrer von Aarwangen, «als dass die Braut gross schwanger dieselbe bekommt. Was Leibs-Frucht abtreiben seye, ist hier keine so unbekannte Sach; bey der Menge Landärzten werden schon dem gefunden, die sich kein Gewüssen machen, denen schwangeren Dirnen mit abtreibenden Mittlen behülflich zu seyn. Es ist hier eine Haus- und Bauren-Regel: Dieses oder jenes Mägden docteret; es wird gewüss schwanger seyn». Der Ursenbacher Seelsorger sieht im Kiltgang den Grund dieses Lasters. «Es ist aber äusserst allem Zweifel, dass dies Laster nichts destoweniger vielfeltig begangen werde, da das Kiltlaufen gemein und man grösstentheils erst dennzumal zur Ehe schreitet, wenn eine Schwangerschaft vorhanden ist.» Aber auch im Emmental wird über das Laster der Unkeuschheit bei der Jugend geklagt, wie wir bei Trachselwald lesen. Dieser Pfarrer sieht die Schuld in der schlechten Aufsicht der Eltern auf ihre Kinder und in den nächtlichen Zusammenkünften. Der Pfarrherr zu Aarwangen entwirft folgendes Bild des Sittenzerfalles: «Der Verfall der Sitten ist hier so weit gekommen, dass man Heyrathen eine Beschwerde und Kinderhaben eine grosse Plage achtet. Schöne Kerls und Mägdens gibt es hier, die nicht begehren zu heyrrathen, weil sie alle Samstags- und Sonntags-Nächte ihre Libertinage haben können. Es ist bey unsern

Bauren-Mägden eine Ehre, viele Kilter zu haben. Ja, die Pfarrer erfahren es leider zur grössten Ergernuss genügsam, dass bey den meisten Catechumenen weiblichen Geschlechts der stärkste Trieb ist, um zum Abendmahl admittiert zu werden, dass sie hernach ohne Blâme können Kilter einlassen». O tempora o mores, wird der Leser denken. Ist unsere Zeit viel schlechter als die Zeit vor 200 Jahren, von der wir ein kleines Bild entworfen haben?

¹ Veröffentlicht sind bereits die folgenden Pfarrberichte aus dem Oberraargau: Oberbipp und Niederbipp durch Hans Morgenthaler im Neuen Berner Taschenbuch a. d. Jahr 1923, Seeberg durch Siegfried Joss und Lotzwil durch Karl Stettler im Oberraargauer Jahrbuch 1959 und 1960, Aarwangen und Bannwil durch Walter Leuenberger in «Aarwangen und Bannwil in der guten alten Zeit» 1954, Madiswil durch Gottlieb Kurz in «Bilder aus der Geschichte von Madiswil» 1931.

² Vgl. Hans Käser, Vom bäuerlichen Kommunismus zum Privatbesitz, in diesem Band!